

Thomas Gutknecht

Gehör finden - Erzählen dürfen - Identität finden. Selbstbildung im kooperativen Dialog

Vortrag beim Biographiefaktor-Kongress (6. und 7. Mai 2016) in München bei system worx.
Vortragsmanuskript (zum privaten Gebrauch, Rechte beim Verfasser) – Es gilt das gesprochene Wort.

Anfangen will ich mit einer Geschichte, die von außen betrachtet bedeutungsärmer kaum sein kann; die innen aber, in meiner „Denkbiografie“, nachhaltige Wirkung entfaltet hat – bis zum heutigen Tag. Um davon einen Eindruck vermitteln zu können, bitte ich das, was da zu erzählen ist, ein in das Spannungsfeld von Wahrheit und Geschichte, von Geltung und Genese, von Wissen und Kunde, von Philosophie und Rhetorik, von Sein und Werden. Für die jeweils ersten Glieder steht eine „hohe Philosophie“ mit ihrer „Wesensschau“. Um es nicht gleich am Anfang zu übertreiben, erläutere ich den phänomenologischen Zugang durch einen Witz. Ein Philosoph betritt eine Metzgerei. „Was darfs denn sein für Sie?“ – „200 g Wurst, bitte“, so die Antwort. „Gerne. Und welche darfs denn bittschön sein?“ Worauf unser Philosoph dann antwortet: „Wurst an sich!“ So wenig satt man von der Idee der Wurst wird, so weit ist auch der Weg von der Philosophie bis zum biografischen Interesse... Nun also mein erster Punkt, die Episode, das Geschichtchen.

I. Erzählen – zugleich eine Hommage an Bernd Schmid

Es war einmal (vor einigen Jahren), da war ich auf Einladung von Bernd Schmid in Wiesloch zu Gast, zu einen Vortrag. Als Philosoph. Ich war auch ordentlich vorbereitet. Es sollte ja die Philosophie keinen Schaden nehmen. Bernd Schmid hat mich dann vorgestellt mit den Worten: „Der Thomas Gutknecht wird uns jetzt was erzählen.“ Das Worüber – ich weiß es gar nicht mehr. Was mir unvergessen blieb, weil es gegessen hatte, war das Stichwort „erzählen“. Ein Philosoph, der etwas erzählt?

Bis dahin war ich der festen Meinung, dass das Erzählen etwas für Hüttenabende sei, wie etwa Romane für junge Mädchen. Philosophie sagt kurz, bündig und verbindlich, was Sache ist. Poesie und schöne Literatur kann man aufs Wesentliche verdichten und so im Stil von Woody Allen sagen: „Ich habe Anna Karenina in zwanzig Minuten gelesen. Es handelt von Russland.“

Dabei plädierte ich zur selben Zeit für Verlangsamung, warnte vor den Folgen der Beschleunigung, kritisierte die Orientierung am Maßstab von Effizienz. Und was die Tätigkeit des Philosophierens angeht, war ich durchaus schon sokratisch unterwegs: die absolute Wahrheit (die Wahrheit „an sich“) verschwebt ins unzugänglichen Licht. Was uns Denkern bleibt ist die gemeinsame Ratlosigkeit - bestenfalls. Lieber unberaten als schlecht beraten.

Gerade auch aus professioneller Sicht hätte ich gar nichts einwenden können gegen die Geschichten und Geschichtchen. Das Erzählen ist ja allemal menschlicher als das bloße Zählen und Rechnen. Dennoch wirkte die Bemerkung damals und fortan als Stachel im Fleisch.

Inzwischen sind ein paar Jahre ins Land gegangen und ich weiß es immer mehr zu schätzen, dass ich von Bernd – der mich damals gewiss frei von jeder pädagogischen Absicht als „Erzählenden“ ankündigte – mit einem solchen Biografie-Faktor beschenkt worden bin. Die Bemerkung war für mich der weiterwirkende Anlass, das Verhältnis von Philosophie und Literatur ganz anders und neu zu betrachten. Wo nun die alte Sonne unterging (hier das Bild für das zur Zustimmung nötige zwingende und todsichere Argument), da tat sich ein Sternenhimmel auf (eine Vielfalt des Gewordenen, Personen mit ihren Geschichten in der Zeit.) Anders ausgedrückt: ich bin reif geworden dafür, das Zeitbedingte vollgültig anzusehen.

Ein Leitstern ist mir in diesem Zusammenhang Peter Bieri geworden, heute emeritiert, Philosophieprofessor zuletzt an der Berliner Humboldt-Universität. Bekannter ist er manchen unter seinem Pseudonym Pascal Mercier (Nachtzug nach Lissabon, Der Klavierstimmer, Lea, Perlmanns Schweigen). Bei der Verleihung eines Preises für sein jüngstes Buch über die Vielfalt menschlicher Würde hat der Laudator gerühmt, wie sehr Bieri literarisches Schreiben und gedankliche Präzision zur Einheit gebrachte habe. Bieri dankte mit einer sehr persönlichen Erzählung seiner Geschichte als Autor. „Dass ich einen Roman schreiben wollte, war so geheim, dass nicht einmal ich es wusste.“ Einer wie Bieri ist nicht auf Lacher aus. Seine Pointen haben einen ernsten Kern. Wenn er etwa den Motiven nachspürt, die ihn allmählich weggetrieben haben von seiner akademischen Tätigkeit als Universitätsprofessor und den Rollenwechsel zu Pascal Mercier, dem Romancier, eingeleitet hatten, dann ist er nicht nur ganz bei sich, sondern auch philosophisch bei einem Thema, das ihm wichtig ist: Selbsterkenntnis. Das Ziel aller Biografie-Arbeit verbindet die Lebensaufgabe, sich zu einem menschlichen Menschen zu bilden, zu einem Doppelten: Man muss sich mit seinen Begabungen „entdecken“ und zugleich in Geistesgegenwart die Herausforderungen seiner Zeit erfassen – und schließlich sich schöpferisch, kritisch oder wie auch immer dazu ins Verhältnis setzen. Um die Aufgabe der Biografie mit den Worten Goethes zu bestimmen: Es gilt, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern im das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschensicht daraus gebildet.“¹ Bildung ist nicht zu trennen von der andauernden, beständigen Besinnung auf den Lebensgang, der die Erprobung seiner selbst in der praktischen Bewährung enthält. Diese reflektierten Geschichten im Weltbezug sind die Formkräfte der Identität. Dabei ergibt sich das unverwechselbar einmalige des Wer-eine-ist nicht bloß aus den Resultaten eines Lebensweges, sondern aus dem, was sich zwischen Personen ereignet. Wenn dies überhaupt zur Erscheinung kommt, dann in weiteren Geschichten. Stets sind wir auf der Suche nach den besten Geschichten über uns, über die anderen, über die Welt. Dabei kristallisiert sich eine personale Wirklichkeit heraus, ein Jemand. Im Unterschied zu der Beschreibung von Dingen verändern Erzählungen die Person(en).

Zurück zu Bieri. Er erzählte von Schreibtisch und Nachttisch. Auf dem Schreibtisch lagen Kant und Hegel, auf dem Nachttisch Frisch und Dürrenmatt. Er erzählte, wie im Lauf der Jahre sich Schreib- und Nachttisch immer mehr ineinander geschoben hätten: „So müsste man schreiben können“, dachte er, ausgebildet in der analytischen Philosophie, nach der Lektüreerlebnissen mit Sartre-Texten. Eine einschneidende Leseerfahrung für ihn. Er machte nun um Bibliotheken einen Bogen und versuchte auf seine eigene Stimme zu hören. Das erste philosophische Werk, das nun schon fast erzählerisch daherkam, war sein Bestseller „Das Handwerk der Freiheit“.

Ein anderer Name: Michael Hampe. Vor zwei Jahren erschreckte der die Zunft mit einem großen Essay, betitelt: Die Lehren der Philosophie. In diesem Buch stellt er das doktrinaire Philosophieren dem Erzählen von Geschichten gegenüber. In seinem Herzen ist das Buch ein Versuch über das Verhältnis von Philosophie und Literatur: ein Plädoyer für ein Philosophieren, das mit dem Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn der Künste mithalten könnte.² Im Unterschied zu den erklärenden Wissenschaften würden Philosophie und Literatur ein verwandtes Spiel spielen. Etwa das der beschreibenden und erzählenden Erkundung menschlicher Lebensverhältnisse. Hampe stellt den Sinn der verallgemeinernden Rede in Frage. Die großen Lehrgebäude der Philosophie seit Platons Zeiten hätten die hartnäckige Illusion über den Sinn des philosophischen Tuns verbreitet, dass es ein zeitlos gültiges Wissen über Sein und Seiendes gäbe. Doch gerade das werde der Individualität alles Wirklichen nicht gerecht. Hampe empfiehlt, nicht auf Wahrheitsbesitz und Gefolgschaft aus zu sein, sondern der befreienden Kraft des Denkens zu vertrauen. Die Philosophen sollen nicht wahre Behauptungen als Denkresultate weitergeben, sondern vor der Fixierung auf bestimmte Resultate schützen. Wer streng argumentiert, will sich und sein Behaupten durchsetzen. Die geschlossene Argumentation hat etwas gewaltförmiges.³

Die Autorität des Erzählers scheint sich allein aus der Fähigkeit zu speisen, die Aufmerksamkeit des Zuhörers oder Lesers mit einer Geschichte fesseln zu können. Das Wort soll zur Hälfte dem gehören, welcher spricht, und zur Hälfte dem, welcher hört. (Montaigne)

Je nachdem, ob man sich darauf konzentriert, im Denken und in der Erziehung die Einzelwesen zu verstehen und ihre Geschichten zu erzählen oder aber die Allgemeinheiten zu erkennen und etwas zu erklären, wird man in einer anders erfahrenen Welt leben und sich selbst anders verstehen. Behauptungen können ermüden, und der grauen Theorie müde, bietet es sich an, erzählend auf die Welt zu reagieren.

Eine Verteufelung des Behauptens und des deklarativen Wissens wäre aber auch verkehrt. Die Abkehr davon übersieht, dass es gerade die begrifflichen Fähigkeiten des Menschen sind, die es ihm ermöglichen, der Besonderheit des Besonderen innezuwerden. Wir haben die Sprache der Begriffe, um als Denkende und Handelnde unsere Unabhängigkeit zu gewinnen. Alle humane Bildung braucht solche Orientierung. „Sachen klären – Menschen Stärken“ ist

eine Position der Mitte. Mit einem Wort, das ich mir schon oft von Bernd Schmid geborgt habe: „Von der andern Seite vom Pferd gefallen ist auch nicht geritten.“

II. Biografie-„Faktor“?

Soweit mein kommentiertes Beispiel für eine nachhaltige biografische Episode. Ob das überhaupt das Thema dieses Kongresses trifft, weiß ich gar nicht. Mich mutet der Ausdruck „Biografie-Faktor“ zunächst allerdings etwas seltsam an, da doch auf der Hand liegt, dass die Lebensereignisse im Verlauf des weiteren Lebensganges wirksam sind. Da der Ausdruck „Faktor“ auf etwas verweist, was „gemacht“ wird, soll er wohl andeuten, dass nur die so oder anders interpretierten Daten eine geschichtsmächtige Größe darstellen, d.h. dass ein reflexiver Akt „dazwischengeschaltet“ sein muss, damit dann das, was das Selbst jeweils von sich hält, das wird, was es in der Spur hält. Vielleicht ist gemeint, dass das Augenmerk auf dem Erzählen liegen muss, damit aus Reportage oder Bericht Geschichte wird und damit sich aus Daten ein Zusammenhang bilden kann. Gewiss entsteht nur so ein Selbst. Vielleicht soll der Ausdruck „Faktor“ auch etwas mehr Selbststeuerung beschwören: auch wenn wir unser Leben nicht machen, einen Sinnzusammenhang stiften wir aber doch. Wenn nicht für das Geschick selbst, so sind wir doch für die Bedeutungsdimension unserer lebensgeschichtlichen Ereignisse „zuständig“. Wir benötigen dazu das Verstehen. Für das Verstehen seinerseits benötigen wir das Urteilen. Ohne Urteil kein Verstehen.⁴ Das stammt nicht allein aus Sachgründen, sondern aus Beweggründen. So verbindet es die miteinander, die von ähnlicher Gesinnung sind. Im Urteilen zeigen wir, wohin wir gehören (worauf wir hören), wes Geistes Kind wir sind.

„Für wen halten mich die Leute?“ hat Jesus einmal seine Jünger gefragt. Sie antworteten: „Einige für Johannes den Täufer, andere für Elija; wieder andere sagen: Einer der alten Propheten ist auferstanden.“ Da sagte er zu ihnen: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Petrus antwortete: „Für den Messias Gottes.“ Doch er verbot ihnen streng, es jemand weiterzusagen. Und er fügte hinzu: „Der Menschensohn muss vieles erleiden und von den Ältesten, den Hohepriestern und den Schriftgelehrten verworfen werden; er wird getötet werden, aber am dritten Tag wird er auferstehen. Zu allen sagte er: Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es retten.“ (Lk 9, 18-24)

Das erzähle ich nun um Gottes willen gewiss nicht wegen der Moral der Geschichte, schon gar nicht mit kerygmatischem Eifer; obwohl es bedenkenswert genug wäre, sich klar zu machen, dass sich verlieren wird, wer nur sich im Blick hat. Der Absicht überhaupt, aber solcher ganz bestimmt, geht bekanntlich die Sicht ab. Ich erinnere an diese Geschichte, weil hier davon die Rede ist, dass es offenbar viele Deutungen geben kann, die in Umlauf gebracht werden. Wer wüsste die wahre zu erzählen? Auch wenn der intime Umgang mit

einem Menschen mit höherer Zuverlässigkeit erfassen mag, mit wem man es zu tun hat, müssen wir schon um des Respekts willen gegen andere auf Doktrin und Wahrheitsbesitz verzichten⁵. Erzählung ist Wahrheit und Dichtung, Faktionales und Fiktionales verschränken sich in den Geschichten. Welche Biografie dürfte den Anspruch erheben, wahr zu sein?⁶ Wahrheit nennt Nietzsche die Lüge, die zu leben hilft. Urteilen stiftet Gemeinschaft des gemeinsamen Verständnisses. So wird die Biografie nun zum Faktor von Anerkennung oder Entfremdung.

III. Biografie braucht Zeit – und Zeit selbst hat eine (ihre) Geschichte

Für die Biografie-Arbeit ist die Reflexion auf das Phänomen Zeit essentiell, und ich bedauere, dass ich hierüber nur Andeutungen machen kann. Im Kleinen wie im Großen gilt das Witz-Wort: Der Unterschied zwischen Gott und den Historikern besteht hauptsächlich darin, dass Gott die Vergangenheit nicht mehr ändern kann. (Samuel Butler). Auch Goethe weiß: Geschichten schreiben ist eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen. Die Zukunft kommt mit Bestimmtheit – eben so, wie sie kommt; aber die Vergangenheit ist gestaltbar. (Gerhard Kocher). Es scheint so, dass das Vergangene abgeschlossen sei, das Künftige aber frei und unbestimmt. Zugleich ist wahr: was kommt, kommt, wie es kommt. Es entzieht sich – allem noch so weitgehenden Sorgen, Besorgen und aller Vorsorge zum Trotz – unserem Machen. Erst wenn geworden ist, was ist und wenn es schon umgeschlagen ist in ein Gegebenes, Geschehenes, Geschichtliches, ist es im strengen Sinn veränderbar. Nicht das Faktische, gewiss nicht – aber die Bedeutung. Und darauf, auf das Urteil, kommt es ja an. Ich wollte diesen Punkt nicht unerwähnt lassen, schulde Ihnen aber auch Bemerkungen zu Titel.

IV. Das kooperative Gespräch

Laut Ankündigungstext will ich von der Selbstbildung im kooperativen Dialog sprechen. Das könnte ich jetzt einfach tun, und dann wüssten Sie auch, was gemeint ist. Vielleicht wird Ihnen das Zuhören und Verstehen leichter, wenn ich die Begrifflichkeit des Vortragstitels erläutere. Kooperativer Dialog – das soll kein Terminus technicus sein, sondern meint ganz unspektakulär diejenige Art von Dialog, bei dem man zuvorkommend, unterstützend, zuhörend dem Gegenüber ermöglicht, sich zur Sprache zu bringen, sichtbar zu werden, sich ins rechte Licht zu rücken. Es gibt demgegenüber andere Dialogformen: solche, die helfen, Geltungsansprüche zu vermitteln, logosgeleitete Dialoge, eristische, agonale, didaktische oder synergistische Dialoge, Dialoge, die dem wechselseitigen besseren Verständnis dienen, Disputationen, Debatten, Diskussionen, vom Meinungsstreit oder dem Disput ganz abgesehen. (An Konversation und Unterhaltung, Plausch und Plauderei, Gerede und Geschwätz wollen wir erst gar nicht denken).

Im Gespräch bekundet sich Zugewandtheit. Im Gespräch kommt ein schöpferisches Moment zum Zug⁷. Entscheidend für den von mir gemeinten Dialog ist das Dialogische, nicht die Form, sondern die Haltung. Martin Buber spricht von dreierlei Dialog: dem echten, ob geredeten oder geschwiegenen, wo jeder der Teilnehmer den oder die anderen in ihrem Dasein und Sosein wirklich meint und sich ihnen in der Intention zuwendet, so dass lebendige Gegenseitigkeit sich zwischen ihm und ihnen stiftet; zweitens dem „technischen, der lediglich von der Notdurft der sachlichen Verständigung eingegeben ist“; und drittens vom dialogisch verkleideten Monolog, in dem zwei oder mehrere im Raum zusammen gekommene Menschen auf wunderbar verschlungenen Umwegen jeder mit sich selber reden.“ Dialogisches Leben ist auch nicht eines, „in dem man viel mit Menschen zu tun hat, sondern eins, in dem man mit den Menschen, mit denen man zu tun hat, wirklich zu tun hat.“

Kooperativer Dialog bedeutet Gespräch in diesem Sinn. Da kommuniziert man nichts. Gespräch selbst ist Kommunion. Einer allein kommuniziert nicht. Man ist Teilnehmer an einer Kommunikation. Keiner ist deren Autor, man ist passiv-aktiv beteiligt. Unterredung im Gespräch ist nicht nach dem Modell von Aktion und Reaktion zu verstehen, sondern nur auf der Ebene des Austauschs. Für diese echte Begegnung ist der Ausdruck „in Kontakt kommen“ viel zu schwach. Es geht um Anerkennung, die Voraussetzung von Erkennen. Anerkennung ist nicht nur die Herzmitte der Ethik, sondern auch des echten Gesprächs, in dem Erzählen und Zuhören eins werden. So entsteht ein Raum, der Selbst-Bildung ermöglicht.⁸

Sie kennen sicher Momo. „Sie [Momo] konnte so zuhören, dass rastlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden. Und wenn jemand meinte, sein Leben sei ganz verfehlt und bedeutungslos und er selbst nur irgendeiner unter Millionen, einer, auf den es überhaupt nicht ankommt und der ebenso schnell ersetzt werden kann wie ein kaputter Topf – und er ging hin und erzählte alles das der kleinen Momo, dann wurde ihm, noch während er redete, auf geheimnisvolle Weise klar, dass er sich gründlich irrte, dass es ihn, genauso wie er war, unter allen Menschen nur ein einziges Mal gab und dass er deshalb auf seine besondere Weise für die Welt wichtig war. So konnte Momo zuhören! ...“

V. Dialogik und Souveränität: Keiner ist für sich selbst eine Autorität

Alles wirkliche Leben ist Beziehung. Der Mensch wird am Du zum Ich. Glaubwürdig ist ein Menschenbild, das das Selbst als ein dialogisches vorstellt. Das Selbst selbst ist vielstimmig. Man trifft in sich selbst auf eine ganze „psychische Gesellschaft“⁹. Denken heißt, bei sich sein im Gespräch mit sich. Gewissen haben: dafür sorgen, dass man sich nicht mit sich entzweit. Sokrates wollte lieber mit aller Welt im Widerstreit sein als mit sich selbst. Ein Individuum ist eben bei aller inneren Dialogizität kein Dividuum, das in seine Bestandteile zerlegt werden könnte. Wir sind in aller Vielstimmigkeit ein Ganzes und eins. Aber dieses Eine ist sowohl im

Werden und ganz und gar nicht ohne die Anderen. Ich bin nicht die Autorität für mich. Viele können erst glauben, auch an sich selbst glauben, wenn jemand anderer an sie glaubt. Ist etwa eine Autobiografie aussagekräftiger als eine Biografie. Schiller konnte Goethe sich verständlicher machen als der sich selbst. „An sich sind die meisten Menschen interessiert“... Doch erst, wenn sie die anderen mit einbeziehen, sich selbst einbeziehen lassen, lernen sie sich wirklich kennen. Das Ich eingefädelt in ein Gewebe aus Bezügen. Das Ich ist ein vielfach bestimmtes Ich. Sein Ideal heißt zwar Autonomie. Autonomie ist allerdings ein Ideal, dem das Andere als das Fremde erscheint. Diesem Ideal der Autonomie setzte ich daher mit Gernot Böhme das Ideal der Souveränität entgegen. Im Unterschied zum autonomen Menschen, der sich von seiner Selbstbestimmung her erlebt und von daher alles betrachtet, ist der souveräne Mensch derjenige, der sich etwas widerfahren lassen kann. „Er versteht Regungen, die in ihm aufsteigen, als die seinen, Schmerzen als Grund und Versicherung seiner Subjektivität, den Leib und das unbewusste als die Ressourcen, aus denen er lebt.“ Er ist jemand, der Frustrationen hinnehmen kann, der sich blamieren kann und den – im Gegensatz zu Freud – nicht kränkt, dass er nicht Herr im eigenen Hause ist. „Kurz: Der souveräne Mensch lebt aus dem Bewusstsein, sich selbst gegeben zu sein.“¹⁰ Souverän bin ich, wenn ich mich als Mitspieler begreife. Im Blick auf die eigene Lebensgeschichte ist diese grundsätzliche Ausgangslage im Blick zu behalten. Dann bemerkt man, dass man seine Geschichte nicht einfach machen kann. Das ist dann, wenn ich durch Erzählen zu mir selbst komme, sehr wichtig.

Gewiss gilt auch das, was Schopenhauer betont: „Das Schicksal mischt die Karten, spielen müssen wir.“ Und: Immer gibt es eine objektive und subjektive Seite. Entscheidend ist die subjektive. Doch mein Punkt ist die Intersubjektivität. Der Grundgedanke aber bleibt: Das Leben spielt uns zu, was uns zukommt. Mehr als uns das bewusst ist oder wir es wahr haben wollen, sind wir dabei die Geführten. Schicksal sind wir uns selbst, aber nicht als Macher. Der souveräne Mensch lebt aus dem Bewusstsein, sich selbst gegeben zu sein. Es ist eine betroffene Selbstgegebenheit, eine Gabe, aus der die so Beschenkte etwas gestalten darf. Aber nicht nur das eigene Selbst, sondern wesentlich noch eine Welt und die Fülle von Beziehungen zu anderen, die uns anvertraut sind. Wirklichkeit ist Anrede, der ich zu antworten habe und die ich in dem Maß verantworte, als ich das mir Widerfahrende mich etwas angehen lasse. Das Selbst ist kein geschlossener erratischer Block. Gerade geistig-seelisches Leben vollzieht sich in einem immerwährenden „Stoffwechsel“ zwischen Ich und Du.

Dabei nehme ich einerseits Einfluss auf meine Innenwelt, auf die Dimension meines Denkens, Wollens und Erlebens. Hieraus ergibt sich ja mein Handeln. Zugleich unterliege ich vielen Einflüssen. Dazu gehört auch der Einfluss, den ich selber auf mich selbst nehmen kann: Wie kann man sich diesen Einfluss, diese innere Lebensregie, vorstellen? Woher kommt das Selbstbild? - Jedenfalls: Der innere Umbau, in dem diese Art von Selbstbestimmung besteht, geschieht nicht von einem inneren Hochsitz aus, der den Fluss des seelischen Lebens hoch und unberührbar überragte. Der Standpunkt, von dem aus ich mich beurteile, ist Teil dieses Flusses und beruht selbst wieder auf bestimmten Gedanken, Wünschen und Gefühlen, Maßstäbe, die nicht unantastbar sind. Dabei geht es darum, sich

selber ernst zu nehmen, was bedeutet, sich nicht einfach so hinzunehmen, wie man eben ist. Man braucht sich nicht alles von sich selbst gefallen lassen. Vielleicht muss man eine versklavende Vorstellung von sich selbst über Bord werfen. Natürlich kann die innere Umgestaltung nicht einfach beschlossen und durch seelische Alchemie verwirklicht werden. Viele äußere Umwege sind nötig: Kulissenwechsel, neue Erfahrungen, neue Beziehungen, vielleicht auch die Arbeit mit Trainern und Therapeuten. Das Ganze ist ein Ringen mit sich und um sich, damit man sich nicht ausbleibt; ein Kampf gegen eine Starrheit des Erlebens und Wollens. Die beste Chance, den Kampf zu gewinnen, liegt in der Selbsterkenntnis. Die ist Selbsterkenntnis aus vielerlei Gründen wertvoll. Von der Aufgabe der Bildung seiner selbst abgesehen: Menschen, die sich mit sich selbst auskennen, begegnen sich anders als solche, die keine Übersicht über sich besitzen. Die Begegnungen sind wacher, sorgfältiger und interessanter. Auch deshalb ist Selbsterkenntnis ein so hohes Gut.

Und welche Rolle spielen die anderen? Wir, die andern und ich, „teilen eine Sprache und eine Lebensform, wir werden unterrichtet und verlassen uns auf Autoritäten. Wir sind keine gedanklichen Inseln. Auch als Fühlende und Wünschende sind wir keine Inseln: Unsere Gefühle und Wünsche gelten oft den Anderen und hängen davon ab, was sie tun. Wie können wir unterscheiden zwischen einem Einfluss, der uns an der Selbstbestimmung hindert, und einem, der sie fördert?

Es gibt nicht viele Fragen, die für das menschliche Zusammenleben so wichtig sind wie diese.“¹¹ Selbsterkenntnis muss eher den Weg über die Außenwelt nehmen. Nach Peter Bieri wird die Frage, wer ich bin, nämlich begleitet von einem „Streben nach Wahrhaftigkeit“. Personen müssen ihr Selbstbild häufig überprüfen und das gelingt nur mit Hilfe anderer Personen. Eine Selbstverständigung, die nicht den Blick der Anderen auf das eigene Selbst einbezieht, ist nur um den Preis häufiger Selbsttäuschungen zu haben. Die aber gilt es zu vermeiden, sonst gelingt auch die Selbstachtung nicht.¹²

VI. Bildung

Im Titel steht auch das Wort Selbstbildung. Eigentlich ein Pleonasmus. Bildung heißt von vornherein selbst wirksam an seiner Menschwerdung arbeiten. Bildung meint nicht Erziehung, Unterricht, Lehre, Ausbildung, Fortbildung, Weiterbildung. Ausgebildet wird man. Bildung ist dagegen Selbsttätigkeit. Allerdings: das Leben hilft dem Leben. Hier kommt wieder der Biografie-Faktor ins Spiel: Der wahre Lehrmeister ist das Leben – als unser Leben, das uns geschieht. Was ist da der Anteil des Selbst? Zuerst: Reflexion auf das, was ist. Zugleich aber Bewusstmachen dessen, dass es auch anders sein könnte. „Wenn es so ist, dass wir nur einen kleinen Teil von uns leben können, was in uns ist – was geschieht mit dem Rest?“ schreibt Bieri alias Pascal Mercier. „Wir bestehen alle nur aus buntscheckigen Fetzen, die so locker und lose aneinanderhängen, dass jeder von ihnen jeden Augenblick flattert, wie er will; daher gibt es ebenso viele Unterschiede zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und den anderen.“ - „Jeder von uns ist mehrere, ist viele, ist ein Übermaß an Selbsten. Deshalb ist, wer die Umgebung verachtet, nicht derselbe, der sich an ihr erfreut oder unter

ihr leidet. In der weitläufigen Kolonie unseres Seins gibt es Leute von mancherlei Art, die auf unterschiedliche Weise denken und fühlen.“ (So die Motti im Nachtzug)¹³

Wir wissen fast nichts – und vielleicht am wenigsten von uns selbst.¹⁴

„Jeder Schüler kann in der Physikstunde durch Versuche nachprüfen, ob eine wissenschaftliche Hypothese stimmt. Der Mensch aber lebt nur ein Leben, er hat keine Möglichkeit, die Richtigkeit der Hypothese in einem Versuch zu beweisen. Deshalb wird er nie erfahren, ob es richtig oder falsch war, seinem Gefühl gehorcht zu haben.“¹⁵ Was für das Gefühl gilt, gilt für so ziemlich jede Lebensäußerung und Fähigkeit. Es gibt – weil die Zeit uns mitnimmt und wir (nicht die Zeit tut das!) in der Zeit vergehen – bedeutende Herausforderungen der Identitätsbildung¹⁶. Vor allem die Einbettung der Biografie in die Geschichte überhaupt. Die Wende 1989/90 mag für manche eine vollständige Wendung zum Glück und für manch andere den Beginn einer Katastrophe mit sich gebracht haben. Die zunehmende Beschleunigung führt Entfremdung in der technikbestimmten Lebenswelt herauf. Die beständige Umwälzung von Berufen lässt orientierende Lebensgestalten wegbrechen. Angebahnte Muster persönlicher Identität werden durch Ereignisse zunichte gemacht, die unabsehbar waren oder gravierenden Brüchen geschuldet sind. Man weiß um sie theoretisch. Ihre Wucht und existentielle Bedeutung überrascht dann doch. Der Tod des Partners oder eines Kindes, aber auch Unfälle oder schwere Erkrankungen, die Vernichtung der Alterssicherung im Zuge der Banken- und Finanzkrise sind Beispiele. Erschüttern kann aber auch ein unerwartetes Glück, eine große Liebe, andere glückhafte Ereignisse. Auch hier kann man durchaus von Faktoren, aber von Faktoren für die Biografie sprechen. Zum Biografie-Faktor macht dies erst das Erzählen von Geschichten.

VII. Geschichten

In Hermann Hesses großem Bildungsroman, im Glasperlenspiel, mussten die Studierenden, die sich auf eine Laufbahn im Orden vorzubereiten hatten, keine Prüfungen ablegen, in denen sie Angelerntes zum Besten hätten geben können. Ihre Aufgabe bestand darin, einen Lebenslauf zu schreiben, der erzählt, wie ihr Leben unter ganz anderen Bedingungen hätte verlaufen können. Das ist eine Anerkennung der Dichtung in gesteigerter Form, eine Anerkennung der menschlichen Person, des geschichtenerzählenden Wesens. Narrare necesse est. Odo Marquard spricht von einer Gattungseinheit im Unterschied zur Gattung Wissenschaft, die mit der Wahrheit zu tun habe. Ich sagte schon, dass Gleichgültigkeit gegen Wahrheit keine Tugend ist. Zugleich habe ich eingeräumt: wenn wir uns aufmachen, jemanden im Inneren zu verstehen, ist das eine Reise, die nie an ihr Ende kommt. Die Seele ist kein ein Ort von Tatsachen.¹⁷ Und ich gebe – gerade auch als Philosoph – zu: Eines ist die Wahrheit, ein anderes, wie sich mit der Wahrheit leben lässt. Für jene ist – kognitiv – das Wissen, für diese sind – vital – die Geschichten da. Das eine hat mit Wahrheit und Irrtum, das andere mit Glück und Unglück zu tun: ihr Pensum ist nicht die Wahrheit, sondern der modus vivendi mit der Wahrheit. Bei aller Zustimmung empfinde ich es aber als

Selbstverpflichtung, diesen modus vivendi zu modifizieren dahingehend, dass der Mut zur Wahrheit erstarkt.¹⁸

Warum also Geschichten? Vor allem um der Identität willen. Geschichten stellen als solche eine Art Einheit dar und erzählen so, dass in ihnen Einheit sichtbar wird: Einheit durch Zusammenhang. Ein weiteres Merkmal von Geschichten besteht darin, dass sie passieren (! Passiv). Ein physikalischer Vorgang, der durch Ursachen bestimmt ist, braucht nicht erzählt zu werden. Geschichten aber enthalten das Moment des Zufalls. Zufall, so definierte Aristoteles, ist das Ereignis, das hätte beabsichtigt sein können, es aber nicht war: d.h. das Zufällige ist hier das Sinnlose. Erst im Rahmen einer Geschichte erhält es einen Sinn. Der Mensch, der erzählen darf, weil andere sich für ihn und für seine Geschichte(n) interessieren, kann, was ihm zugestoßen ist, ins Lebensganze integrieren.¹⁹ Immer wieder muss das möglich werden, denn schließlich geht ja auch das Leben selbst weiter. Geschichten erzählen = Kontingenzbewältigungspraxis – wie die Religion.²⁰

Einer (revidierbaren) Biografie eingedenk sein heißt sinnbezogen leben.²¹

Entscheidend für die Erzählung ist es, mit ihr die Entwicklung zum gewonnenen Selbstverständnis zu beschreiben. Unerlässlich – von Momo war schon die Rede – ist dabei jemand, der unser Erzählen aufnimmt. Es ist ja eigenartig, dass der Hörer den Redenden bei sich einlässt, so wie umgekehrt die Redende Einlass in ihr Inneres gewährt. Gerd Achenbach schlägt vor, hier versuchsweise das Wort Eingelassenheit zu verwenden: Zuhören versteht sich nicht von selbst. Hören ist Gabe der Natur, Zuhören aber Kunst. Zuhören meint nicht, dem anderen das Reden zu überlassen; den Redefluss anderer apathisch ertragen zeichnet vielleicht seelische Dickhäuter aus, aber nicht Zuhörende; Zuhören ist nicht Passivität, sondern höchste Aktivität und eben somit die Seele des Gesprächs. Mit Recht erinnert der Ausdruck Eingelassenheit an Gelassenheit. Sie hält den Hörenden an, den anderen zu lassen, ihm Zeit einzuräumen, damit er ausreden kann, was er angesprochen hat. Das bedingt, von eigenen Interessen und eigener Initiative Abstand nehmen - nicht vom eigenen Empfinden. Zuhören heißt beim anderen sein. Übrigens auch bei der Sache des anderen. In Eingelassenheit steckt einlassen, transitiv: einlassen des anderen; und reflexiv: sich einlassen. Wer zuhört, lässt den anderen zu sich kommen und lässt sich auf den anderen ein. Sogar „sich mit jemand einlassen“ klingt an. Am wichtigsten scheint Achenbach, dass man dabei jemand sein Ohr leiht. „Eigentlich ein merkwürdiges Bild. Einem, der nicht für sich zu sprechen weiß, seine Stimme leihen - das ist leicht verständlich. Das ist dann kein Vormund, sondern ein Fürsprecher. Aber sein Ohr leihen? Ist es denn so, dass der, dem ich zuhöre, selber keine Ohren hat, und nun braucht er meines zum Ersatz? Doch wohl nicht. Dennoch ist das Bild genau zu nehmen. Wem ich mein Ohr leihe, dem gehört es für diese Zeit, als geliehenes, nicht als eigenes. Aus dessen Sicht gilt dann: Da hört ein Ohr, mir zugehörig, zwar nicht eins mit mir, aber doch nahe, mit mir, bei mir. Und schließlich: Wer zuhört, hört nicht, was er hören will, sondern was der andere von sich hören lässt.“

VIII. Das Gespräch führen nicht wir – es führt uns

Mit beiden Gesprächspartnern geschieht im Gespräch Unvorhersehbares. Das Gespräch führt sie, nicht sie ihr Gespräch. Im „echten“ Gespräch beschreiten die Beteiligten miteinander einen Weg, der sich gleichsam unter ihren Füßen ergibt. In einem echten Gespräch finden absolute Selbständigkeit und völlige Angewiesenheit aufeinander spielerisch zusammen. Es offenbart den Quellgrund, aus dem sich erst die Unterscheidung zwischen dem Selbst und dem Anderen ergibt, es ist der Grund des Subjektseins^{22, 23}

Der Schlüssel ist die Sprache. Sprechende Wesen haben ein ganz besonderes Verhältnis zu sich selbst, und ihr Erleben wird durch dieses besondere Verhältnis geprägt. Auch wenn es sich vor allen Worten auf bestimmte Weise anfühlen mag, etwas zu denken, zu wünschen und zu empfinden: Was genau wir denken, wünschen und empfinden, wissen wir erst, wenn es uns gelingt, die Inhalte des Geistes in Worte zu fassen. Indem wir die Gefühle und Wünsche beschreiben, wandeln sie sich zu etwas, das genauere Erlebniskonturen hat als vorher. Durch sprachliche Artikulation kann aus Gefühlschaos emotionale Bestimmtheit werden und aus Unbewusstem Bewusstes. Auch das Erinnern wird durch Sprache geprägt.²⁴ Wenn sprechende Wesen sich an etwas erinnern, bleibt es selten beim isolierten Aufblitzen einer vergangenen Episode. Meist wird die Episode als Teil einer Geschichte gesehen: Sich erinnern heißt, die erlebte Vergangenheit erzählen. In diesem Prozess bildet sich unsere Identität, können wir uns bilden. Ein Selbst ist ein Zentrum erzählerischer Schwerkraft: Ich bin derjenige, um den sich all meine Erzählungen der erlebten Vergangenheit drehen. Hier verdichtet sich alles Bedeutende. Erlebtes als Erfahrung zur Sprache bringen verhindert, dass wir nur deren Opfer sind; wenn wir Worte dafür finden, entsteht eine erkennende Distanz, die wir als befreiend erleben.²⁵

IX. Die Enthüllung der Personen

Nicht was jemand über sich sagt, sondern wie er es tut, enthüllt die Person. Vor allem Sprechen ist der die Person enthüllende Faktor aufgrund der einfachen Tatsache, dass Menschen bei allem, was sie tun, gar nicht anders können, als sich selbst in ihrer personalen Einmaligkeit zum Vorschein und mit ins Spiel zu bringen. Wie vor allem Hannah Arendt gezeigt hat, besteht Handeln letztlich darin, den eigenen Faden in ein Gewebe zu schlagen, das man nicht selbst gemacht hat. Deshalb bringt es Geschichten hervor, gerade wie das Herstellen Dinge und Gegenstände produziert. Das ursprünglichste Produkt des Handelns ist nicht die Realisierung vorgefasster Ziele und Zwecke, sondern die von ihm ursprünglich gar nicht intendierten Geschichten, die sich ergeben, wenn bestimmte Ziele verfolgt werden, und die sich für uns selbst erst einmal wie beiläufige Nebenprodukte unseres Tuns darstellen mögen. Das, was vom Handeln schließlich in der Welt verbleibt, sind nicht die Impulse, die uns und andere in Bewegung setzten, sondern die Geschichten, die verursacht wurden; nur diese können am Ende in Urkunden und Denkmälern verzeichnet werden, in

Gebrauchsgegenständen und Kunstwerken sichtbar gemacht werden, im Gedächtnis der Generationen wieder und wieder nacherzählt und in allen möglichen Materialien vergegenständlicht werden.

Die Geschichten selbst aber, in ihrer lebendigen Wirklichkeit, sind keine »Dinge« und müssen erst verdinglicht, d. h. transformiert werden, bevor sie in den gegenständlichen Bestand der Welt eingehen können. Sie handeln von keinen Sachen oder Gegenständen, und der »Held«, um den die Geschichte sich bildet und von dem sie berichtet, ist uns schließlich vertrauter, als es die Verfasser der berühmtesten und geschichtlich wirksamsten Werke je werden können, wenn wir nichts von ihnen kennen als das Werk ihrer Hände. Geschichten nicht eigentlich Produkte eines Autors. Kein Mensch kann sein Leben wie ein Objekt »gestalten« oder seine Lebensgeschichte hervorbringen, obwohl jeder sie selbst begann, als er sprechend und handelnd sich in die Menschenwelt einschaltete. Obwohl also erzählbare Geschichten die eigentlichen »Produkte« des Handelns und Sprechens sind, und obwohl der Geschichtscharakter dieser »Produkte« dem geschuldet ist, dass handelnd und sprechend die Menschen sich als Personen enthüllen und so den »Helden« konstituieren, von dem die Geschichte handeln wird, hat die Geschichte selbst keinen Verfasser. Jemand hat sie begonnen, hat sie handelnd dargestellt und erlitten, aber niemand hat sie ersonnen.²⁶

So sitzen wir nun alle in ein und demselben Boot und wirken jeder auf geheime Weise an der Geschichte der Menschheit und an den Geschichten aller Menschen mit. Das hebt den Biografie-Faktor nicht auf, macht Biografie-Arbeit nicht zur Makulatur, im Gegenteil: denn zu dieser Geschichte im Ganzen gehört ja gerade das Geschichtenerzählen. Um zu verstehen brauchen wir das Urteil bzw. Urteilskraft. Auch sie wird eingeübt im Dialog. Unserer erfolgsorientierten, ja erfolgsbesessenen Gesellschaft fehlt weithin die Ressource dritter Ordnung. Ressourcen dritter Ordnung nennen wir Werte, Maßstäbe, Bewertungskriterien. (Ressourcen dritter Ordnung sind jene Ressourcen, an die sich die Ressourcen zweiter Ordnung im Zuge des Managements von Ressourcen erster Ordnung wenden können.)²⁷ Mit ihnen strukturieren wir auch Erzählungen. Eine solche Ressource ist der Sinn für das, was fehlt, was im Argen liegt. Das ist eine Wertschätzung ganz anderer Art, quer zur Denkweise, die die Wirtschaft antreibt. Dietrich Bonhoeffer hat in einem Satz formuliert, was wohl Resultat seines biografischen Erfahrungsschatzes als eines „moralischen Helden“ war und mit dem ich gerne schließe als wärs ein Satz von mir: Gott [nehmen Sie bei Bedarf das Wort gerne als Chiffre] wird nicht auf Orden, Medaillen oder Titel sehen, sondern auf Narben. Narben verweisen auf die Gegenwart des Anderen. Davon zu erzählen – eine Freude.

Nachbemerkung: Die Dozenten waren gebeten worden, ein Bild aus Kindertagen zuzusenden. Auf die Fragen:

- a. „Wer ist aus dem Kind (rechts) auf dem Foto geworden?“
- b. „Was ist ein wesentliches Lebensereignis, das aus dem Menschen auf dem linken Foto den Menschen auf dem rechten Foto gemacht hat?“

hatte ich geantwortet:

(ad a.) Ein Mensch, der fasziniert ist vom Anderen und sich die Fähigkeit, zu bewundern und sich am Du zu freuen, bewahrt hat. –

und dazu nachstehendes Bild geschickt, das dann aber „abgeschnitten“ wurde, sodass das „Du“ unterschlagen blieb. Ich hatte versprochen, es denen, die an meinem Vortrag interessiert sind, nachzureichen, was ich hiermit tue.



Die Antwort auf b. lautete dann: „Das Erleben von Sehnsucht und die Einsicht, dass sie, weil Anwesenheit des Abwesenden, tiefe Verbundenheit ausdrückt; und dass ein Leben viel mehr einschließt als das jeweils faktisch Gegebene.“ Ich hoffe, auch dies ist nun verständlicher...

¹ J. W. Goethe, Dichtung und Wahrheit, Frankfurt 1993, S. 256.

² Jeder Roman sagt dem Leser: „Die Dinge sind komplizierter, als Du denkst.“ Siehe auch Milan Kundera: „[D]er Roman ist die einzige Möglichkeit, die menschliche Existenz in allen ihren Aspekten zu beschreiben, zu zeigen, zu analysieren, herauszuschälen. Mir ist keine andere intellektuelle Anstrengung bekannt, die dieser Leistung des Romans gleichkäme. Nicht einmal die existentialistische Philosophie. Das besondere des Romans ist seine Skepsis, die er grundsätzlich gegen alle Gedankensysteme hegt. Er setzt als Prämisse voraus, dass es grundsätzlich unmöglich ist, menschliche Existenz in irgendeine Art von System einzupassen.“ ... „Es ist ein großer Dialog zwischen dem Roman und der Philosophie in Gang gekommen. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts beruht auf dem berühmten Satz von Leibniz nihil est sine ratione. Nichts, was ist, ist ohne Grund. Die von dieser Überzeugung angeregte Wissenschaft legt sich ins Zeug, das Warum aller Dinge zu untersuchen, so dass alles, was ist, erklärbar, also berechenbar erscheint. Der Mensch, der möchte, dass sein Leben einen

Sinn hat, verzichtet auf jede Handlung, die keine Ursache und keinen Zweck hat. Alle Biographien sind auf diese Weise geschrieben. Das Leben erscheint gleichsam als Leuchtspur von Ursachen, Wirkungen, Niederlagen und Erfolgen, und der Mensch, der ungeduldig auf die Kausalkette seiner Handlungen starrt, beschleunigt noch seinen rasenden Lauf in den Tod. Angesichts dieser Einschränkung der Welt auf die kausale Abfolge von Ereignissen bestätigt der Roman schon durch seine Form: Die Poesie ist nicht in der Handlung, sondern da, wo die Handlung aufhört; da, wo die Brücke zwischen Ursache und Wirkung abgebrochen ist und das Denken in herrlich müßiger Freiheit umherschweift. Die Poesie der Existenz, sagt Sternes Roman, ist in der Abschweifung. Sie ist im Unberechenbaren. Sie ist jenseits der Kausalität. Sie ist sine ratione, ohne Grund. Sie ist jenseits des Satzes von Leibniz.“ (Die Kunst des Romans)

³ Philosophie lernt man nicht wie Physik. Bei Martin Buber heißt es: „Ich habe keine Lehre. Ich führe ein Gespräch.“ Wer behauptet, schafft eine Lehre. Doch im Gespräch darf man erzählen. Behaupten beschäftigt sich mit Allgemeinheiten, das Erzählen gilt dem Besonderen, etwa wann etwas wie aufgetaucht ist. Hampe: „Erzählen kann persönlich sein: »Ich habe einmal vor vielen Jahren auf diesem Sessel gesessen.« Das Behaupten neigt zur unpersönlichen Form und zur Kategorisierung: »Dieser Sessel ist ein Chesterfield von 1920.« Vereinfacht und psychologisierend betrachtet ist Behaupten eine ernste und strenge Tätigkeit, die der Welterkenntnis und der richtigen Erklärung ihrer Phänomene dient. Erzählen erscheint demgegenüber als entspannter Zeitvertreib, der nach der Strenge des Behauptens und Lehrens kommt, von ihr entlastet und allenfalls zu sittlicher Einsicht führt, sofern die Geschichten eine Moral haben. Die Kunst des Erzählens zerstreut den Geist... Wer streng argumentiert, läuft Gefahr, dass seine Argumentationsketten intellektuell nötigen und das Wort Kette so eine weniger schöne Bedeutung annimmt...

⁴ Gemeint ist selbstverständlich weder das schnelle Vorurteil oder gar das Verurteilen. Ich belasse es hier bei der These als Impuls und vertraue auf die hermeneutische Barmherzigkeit der Leserin.

⁵ Zum Verhältnis von Erkenntnis und Liebe unübertroffen Max Frisch: „Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, dass sie uns in der Schwebelage des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis. Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, dass wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertigwerden; weil wir sie lieben, solange wir sie lieben. ... Unfassbar ist der Mensch, den man liebt – Nur die Liebe erträgt ihn so.

Unsere Meinung, dass wir das andere kennen, ist das Ende der Liebe, jedes Mal, aber Ursache und Wirkung liegen vielleicht anders, als wir anzunehmen versucht sind – nicht weil wir das andere kennen, geht unsere Liebe zu Ende, sondern umgekehrt: weil unsere Liebe zu Ende geht, weil ihre Kraft sich erschöpft hat, darum ist der Mensch fertig für uns. Er muss es sein. Wir können nicht mehr! Wir künden ihm die Bereitschaft, auf weitere Verwandlungen einzugehen. Wir verweigern ihm den Anspruch alles Lebendigen, das unfassbar bleibt, und zugleich sind wir verwundert und enttäuscht, dass unser Verhältnis nicht mehr lebendig sei. „Du bist nicht“, sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte, „wofür ich Dich gehalten habe.“

Und wofür hat man sich denn gehalten?

Für ein Geheimnis, das der Mensch ja immerhin ist, ein erregendes Rätsel, das auszuhalten wir müde geworden sind. Man macht sich ein Bildnis. Das ist das Lieblose, der Verrat. (Tagebücher 1942-46)

⁶ Auch wenn die Faktizität abgebildet werden könnte, wäre das für sich alleine sinnlos.

⁷ Poetisch: „Einzelne sind wir Worte, zusammen ein Gedicht.“ Ins Gespräch geht das Eigene ein und wird Eigenes wieder frei gegeben. Wie sehr ein Austausch von dem geprägt ist, was man selbst als Proprium mitbringt und eingibt, möchte ich mit folgender kurzen Geschichte veranschaulichen [Wird entsprechend mit Gesten vorgeführt bzw. unterstrichen]: Ein Cowboy und ein Indianer treffen sich in der Prärie. Der Indianer zeigt mit dem Zeigefinger auf den Cowboy. Der hebt als Antwort Zeigefinger und Mittelfinger gespreizt hoch. Der Indianer faltet die Hände vor dem Gesicht wie zu einer Geste der Bitte. Dem begegnet der Cowboy mit einer Wischbewegung der Hand (in Richtung Handrücken). Anschließend reiten beide davon. - Der Cowboy kommt nach Hause zu seiner Frau und erzählt: „Stell' dir vor, ich habe heute eine Rothaut getroffen. Sie hat mit dem Zeigefinger gedroht, mich zu erschießen. Da habe ich dem Indianer mit der Hand bedeutet, dass ich gleich auf zwei Rothäute schießen würde. Doch weil er um Gnade gewinselt hat, habe ich ihm zu verstehen gegeben, er solle verschwinden.“ Einige Meilen westlich, im Wigwam, erzählt der Indianer seiner Squaw: „Stell' dir vor, ich habe heute ein nettes Bleichgesicht getroffen. Ich frage: ‚Wie heißt du?‘ Er antwortet: ‚Ziege‘. Da frag ich: ‚Bergziege?‘ und er antwortet: ‚Nein, Flussziege‘.“ – Eine wie ich finde schöne Geschichte von der kulturabhängigen Interpretation ein und desselben Ereignisses.

Das Wichtige an dieser hübschen Geschichte ist eine sehr ernste Sache. Wir können auch hier wieder gut sehen, dass es sich bei Gesprächen nicht zwangsläufig um ein Dialoggeschehen handelt. Hinter

Erscheinungsformen des Dialogs bzw. Gesprächs können sich in Wirklichkeit parallel verlaufende Monologe verbergen.

⁸ Vittorio Hösle: „Das Faszinierende und auf den ersten Blick Überraschende an der sachorientierten Einstellung ist, dass sie eine bessere Grundlage für eine gelingende philosophische Intersubjektivität darstellt als jene Einstellung, die primär auf die Anerkennung des anderen abhebt; denn Achtung wird normalerweise gerade dann nicht erzielt, wenn sie intentione recta angestrebt wird – jedenfalls die Achtung derer, auf die es ankommt. (Eitle Menschen mögen es durchaus vorziehen, dass man sie umwirbt statt sich um die Lösung eines Sachproblems bemüht.) Ein fruchtbares Gespräch dreht sich stets um eine Sache, und nur diejenigen Menschen sind als Personen interessant, die von einem solchen Sachinteresse beseelt sind.“

⁹ Stephen Mitchell (Can love last? The fate of romance over time, New York 2002, S. 24 f.): „Jeder von uns ist zu einer bunten seelischen Gemeinschaft geworden [Original: psychic community]. Eine Person zu sein scheint heute viel komplizierter als je zuvor, es erfordert sich selbst zu entdecken, aber auch zu formen, sich selbst zu erforschen, aber auch zu kontrollieren. [...] Je gefährdeter wir uns fühlen, desto mehr suchen wir die Kontrolle.“

¹⁰ Gernot Böhme, Ich-Selbst. Über die Formation des Subjekts, Paderborn 2012, S. 7

¹¹ Peter Bieri, Wie wollen wir leben, St. Pölten 2011, S. 27 f.

¹² Das bislang Gesagte möchte ich mit einer chassidischen Erzählung zusammenfassen:

„Den Jünglingen, die zum ersten mal zu ihm kamen, pflegte Rabbi Bunam die Geschichte von Rabbi Eisik, Sohn Rabbi Jekels in Krakau, zu erzählen. Dem war nach Jahren schwerer Not, die sein Gottvertrauen nicht erschüttert hatten, im Traum befohlen worden, in der Stadt Prag an der Brücke, die zum Königsschloss führt, nach einem Schatz zu suchen. Als der Traum zum dritten mal wiederkehrte, machte sich Rabbi Eisik auf und wanderte nach Prag. Aber an der Brücke standen Tag und Nacht Wachtposten, und er getraute sich nicht zu graben. Doch kam er an jedem Morgen zur Brücke und umkreiste sie bis zum Abend. Endlich fragte ihn der Hauptmann der Wache, auf sein Treiben aufmerksam geworden, freundlich, ob er hier etwas suche oder auf jemand warte. Rabbi Eisik erzählte, welcher Traum ihn aus fernem Land hergeführt habe. Der Hauptmann lachte: "Und da bist du armer Kerl mit deinen zerfetzten Sohlen einem Traum zu gefallen hergepilgert! Ja, wer den Träumen traut! Da hätte ich mich ja auch auf die Beine machen müssen, als es mir einmal im Traum befahl, nach Krakau zu wandern und in der Stube eines Juden, Eisik, Sohn Jekels soll er heißen, unterm Ofen nach einem Schatz zu graben. Eisik, Sohn Jekels! Ich kann's mir vorstellen, wie ich drüben, wo die eine Hälfte der Juden Eisik und die andere Jekel heißt, alle Häuser aufreißt!" Und er lachte wieder. Rabbi Eisik verneigte sich, wanderte heim, grub den Schatz aus und baute das Bethaus, das Reb Eisik Reb Jekels Schul heißt.

"Merk dir diese Geschichte", pflegte Rabbi Bunam hinzuzufügen, "und nimm auf, was sie dir sagt: dass es etwas gibt, was du nirgends in der Welt, auch nicht beim Zaddik finden kannst, und dass es doch einen Ort gibt, wo du es finden kannst." Martin Buber, Der Schatz, in: Die Erzählungen der Chassidim, Zürich, 1979, S. 740 f.

¹³ Fernando Pessoa, Livro Do Desassossego, Aufzeichnung vom 30.12.1932; zitiert nach: Mercier, 2004, S. 9

¹⁴ Milan Kundera, Die Kunst des Romans: „Man wird ein für alle Mal geboren, man wird nie ein anderes Leben mit den Erfahrungen des vorangegangenen neu beginnen können. Man erwächst der Kindheit, ohne zu wissen, was Jugend ist, man heiratet, ohne zu wissen, wie es ist, verheiratet zu sein, und selbst wenn man in die Jahre kommt, weiß man nicht, wohin man geht: die Alten sind unschuldige Kinder ihres Alters. Insofern ist die Erde des Menschen der Planet der Unerfahrenheit.“

¹⁵ Milan Kundera, Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins.

¹⁶ Wie „wird“, was „ist“? Es braucht Zeit. Zeit hat nicht nur etwas „Verschwinderisches“, sondern auch etwas Kreatives und Anreicherndes. Aus „Nichts“ wird „Etwas“ und in gewissem Sinn immer mehr.

Nur das überlegte, Zeit beanspruchende, sachgehorsame Wort führt zur Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks, garantiert die Unbestechlichkeit des Geistes.

¹⁷ Über die sogenannte Wahrheit mutmaßt Amadeu im Roman Nachtzug nach Lissabon: „Und das Falsche wäre just die Annahme, dass es da Wahrheiten zu entdecken gibt. Die Seele ...sie ist eine pure Erfindung, unsere genialste Erfindung, und ihre Genialität liegt in der Suggestion, der überwältigend plausiblen Suggestion, dass es an der Seele etwas zu entdecken gibt wie an einem wirklichen Stück Welt. Die Wahrheit ... ist eine ganz andere: Wir haben die Seele erfunden, um einen Gesprächsgegenstand zu haben, etwas, über das wir reden können, wenn wir einander begegnen. Stell dir vor, wir können nicht über die Seele reden: Was sollten wir miteinander anfangen? Es wäre die Hölle!“ (385)

¹⁸ Vgl. Anm. 5. Dazu auch in anderer Perspektive Tim Henning, Person sein und Geschichten erzählen, Berlin 2009, S. 271ff. mit dem Verdacht gegenüber der praktischen Rolle biographischer Geschichten: Ist es nicht möglich, dass solche Geschichten uns eine Form von Sinn und Selbstbestimmung in unserem Leben vorgaukeln, die es nicht gibt? Sind biographische Geschichten nicht „biographische Illusionen“ (Bourdieu), die uns als Urheber unserer Geschichten darstellen, wo wir doch eher Opfer überindividueller Verhältnisse sind? Ein weiterer kritischer Punkt: Etwas Gesprochenes kann sich so mit einer Erfahrung verkleben, dass sie fortan nicht mehr mit anderen Worten ausgedrückt und neu formuliert werden kann, etwa durch verrutschte Bilder,

Redundanzen, Redeweisen. Dann wird Erfahrung verschüttet. Rhetorische Elemente können Erfahrungen verstellen.

¹⁹ Im Unterschied zur Erkenntnis des Nicht-Personalen verändert sich etwas durch das Besprechen von Geschichten im personalen Raum. Die Worte sind hier der Sache nicht äußerlich. Diffuses wird beim Erzählen (= Sinn konstruieren) klarer.

²⁰ Christliche Religion nimmt die Lebensgeschichte in die Geschichte des Gekreuzigten; nur so erklärt sich der ungeheure Trost, der vom Kreuz ausgeht – aber auch die Gefahren des Missbrauchs!

²¹ Die große Bedeutung des Erzählens gilt nicht nur für das Einzelschicksal, sondern auch für Bevölkerungsgruppen oder Nationen. Funktion der Geschichtsschreibung ist letztlich Vergangenheitsbewältigung. Ob es da vor allem um die Befreiung der Gegenwart von der Last der Vergangenheit geht, lasse ich dahingestellt. Besser geeignet dafür sind sicherlich Reue, Sühne, Versöhnung und Vergebung.

Jede Lebensgeschichte hat ihre Außen- und Innenseite, Geschehnisse und Ereignisse - verwoben in ein Netz von Faktischem -, und zugleich eine vielschichtige und stets flüssige, weil lebendige, innere Dimension. Unser Leben erzählen wir einander und uns selbst immer wieder neu und jeweils anders akzentuiert. Wirksam ist das Gedächtnis. Teresa von Avila: „Ich wage es nicht, um ein besseres Gedächtnis zu bitten – nur um etwas Bescheidenheit und etwas weniger Bestimmtheit, wenn mein Gedächtnis nicht mit dem der anderen übereinstimmt.“ -

²² Kant spricht hier vom „Ich, das in uns allen denkt“, Petra von Morstein vom „Subjekt, das in uns allen ist und lebt“.

²³ Das skizzierte kooperative Gespräch ermöglicht Selbsterkenntnis. Die Autorität für mich bin weder alleine ich noch sind es die anderen. Gewiss ist, dass die Innenschau nicht genügt. Menschen sprechen nur vordergründig über sich. Der Zuhörende hört, wie sie aus sich sprechen. Besonders im „Sich-Vorwagen auf ein Entgegenkommen zu“. (Dieser schöne Ausdruck stammt von K.E. Løgstrup.) Dieses Entgegenkommen habe ich gerade beschrieben als Eingelassenheit. Auch Friedemann Schulz von Thun grüßt hier. Wie können wir nicht nur die Natur und die Anderen, sondern auch uns selbst angemessen verstehen?

²⁴ Natürlich haben auch Wesen, die nicht über Sprache verfügen, Erinnerungen. Aber sie können unter ihnen nicht die Art von Zusammenhang herstellen und erleben, die im sprachlich verfassten Erinnern möglich wird.

²⁵ Auch gute Bücher werden uns helfen, uns kennenzulernen. Sie laden zu Identifikationen ein, die im inneren Dialog abbilden, was sonst nur in guten Gesprächen geschieht. „Romane sind Lügengeschichten mit Wahrheitsanspruch, Wissens- und Gefühlsdeponien unerhörten Ausmaßes. Es gibt Romane, denen es gelingt, bestehende Möglichkeiten zu bündeln, überraschende Konsequenzen zu ziehen und das Potential der Verhaltensmöglichkeiten voll zu entfalten. Goethes Werther beispielsweise, als Summe des Briefromans, ist dazuzurechnen. ...“ In Peter Bieris alias Pascal Merciers Text *Nachtzug nach Lissabon* liest der Protagonist in einem Text des Menschen, auf dessen Spur er sich bewegt: „Die Seele ...sie ist eine pure Erfindung, unsere genialste Erfindung, und ihre Genialität liegt in der Suggestion, der überwältigend plausiblen Suggestion, dass es an der Seele etwas zu entdecken gibt wie an einem wirklichen Stück Welt. Die Wahrheit ... ist eine ganz andere: Wir haben die Seele erfunden, um einen Gesprächsgegenstand zu haben, etwas, über das wir reden können, wenn wir einander begegnen. Stell dir vor, wir können nicht über die Seele reden: Was sollten wir miteinander anfangen? Es wäre die Hölle!“ S. 385. - - Die Hölle, um das aufzugreifen, sind nicht die anderen. Die Hölle wäre der Ort, wo einer für immer ganz allein bleiben müsste mit sich.

Im selben Buch heißt es: „War es möglich, dass der beste Weg, sich seiner selbst zu vergewissern, darin bestand, einen anderen kennen und verstehen zu lernen? Einen, dessen Leben ganz anders verlaufen war und eine ganz andere Logik besessen hatte als das eigene? Wie passte die Neugierde auf ein anderes Leben zu dem Bewusstsein, dass die Zeit abließ? (ebd. S. 120)

²⁶ Hannah Arendt, *Vita activa*, München 1960, S. 226.

²⁷ Ressourcen erster Ordnung sind jene Ressourcen, mit denen wir gebrauchend und verbrauchend umgehen - Raum und Zeit, Kapital und Arbeitsleistung, Energie und Güter. Ressourcen zweiter Ordnung sind jene Ressourcen, mithilfe derer wir die Ressourcen erster Ordnung verwalten und verteilen. Die Fähigkeit, Urteile zu fällen und Entscheidungen zu treffen, ist eine Ressource zweiter Ordnung; die Fähigkeit, eine Situation wahrzunehmen und in einen Referenzrahmen einzubetten, ist eine Ressource zweiter Ordnung. Präferenzen und Bedürfnisse sind Ressourcen zweiter Ordnung. Ressourcen dritter Ordnung sind jene Ressourcen, an die sich die Ressourcen zweiter Ordnung im Zuge des Managements von Ressourcen erster Ordnung wenden können. Werte sind nicht Präferenzen, sondern der Bezugsrahmen für Präferenzen; Werte sind nicht Entscheidungen, sondern die Grundlage für Entscheidungen; Werte sind nicht Bewertungen, sondern Kriterien für Bewertungen; Werte sind nicht Wünsche, sondern Konzeptionen des Wünschenswerten - und in diesem Sinne Ressourcen dritter Ordnung.